

er kompetente und profilierte Experten gewinnen: Gerhard Fouquet spannt bei den Klerikern einen weiten Bogen von der Frühzeit des Bistums Speyer bis zum Konfessionellen Zeitalter und hebt hervor, dass der Domklerus in der Reformation als eine der konfessionellen „Inseln“ in der evangelisch gewordenen Stadt streng altgläubig blieb (S. 35–47). Anette Baumann hebt die Bedeutung der Juristen des von 1527 bis zur Stadtzerstörung 1689 und damit über die Hälfte der Zeit seines Bestehens in Speyer ansässigen Reichskammergerichts im Gefüge der Stadtgesellschaft hervor (S. 49–60). Versammelte sich einerseits an diesem zentralen Ort des Reiches in dieser Zeit dessen juristische Elite, so blieb andererseits das Verhältnis zwischen dem – konfessionell gemischten – Reichskammergerichtspersonal und den Speyerer Bürgern nicht ohne Spannungen.

Besonderes Interesse darf der abschließende Beitrag von Jan Ulrich Keupp (S. 61–75) beanspruchen, geht er doch unmittelbar auf die Trachtenbilder ein, die der Autor als „gemalte Mode“ sieht und im Kontext der zeitgenössischen Diskussion über Kleiderluxus interpretiert. Jedem Stand wird eine angemessene Kleidung zugeordnet. Dieses rechte Maß durfte hinsichtlich des Aufwands nicht überschritten werden; so sind die dargestellten Trachten einem eher konservativen Habitus verpflichtet. Die Überschriften von elf der 16 Aquarelle enthalten das Wörtchen „olim“ (einst) und weisen damit auf eine – bei einigen Bildern auf „circa annum 1570“ (um 1570) datierte – glanzvolle Vergangenheit der Reichsstadt hin, der gegenüber sich zur Entstehungszeit der Handschrift bereits erste Anzeichen einer Krise, ja des Niedergangs zeigten, die dann das 17. Jahrhundert weitgehend bestimmen sollten. Die Kostümskizzen sind in dieser inhaltlich überzeugenden Interpretation „weniger als Bilder einer historischen Wirklichkeit denn als Versuche einer Selbstvergewisserung durch Rückbesinnung“ (S. 68) aufzufassen. In ihnen spiegeln sich die ständisch-gesellschaftliche Ordnung der Reichsstadt in ihrer letzten großen Blütezeit vor den Kriegen und Katastrophen des 16. und 17. Jahrhunderts ebenso wider wie Selbstverständnis und Selbstwertgefühl seiner Einwohner.

Summarische „Literatur- und Quellenhinweise“ (S. 79–87) zu den einzelnen Beiträgen regen zum Vertiefen und Weiterstudium an, dagegen vermisst man konkrete Quellen- und Literaturbelege im – ansonsten wissenschaftlich durchweg zuverlässigen und auch für Nicht-Fachleute gut verständlich geschriebenen – Text ebenso wie einen Index (Namensregister). Ungeachtet dieser wenigen Kritikpunkte kann man das vorliegende Büchlein, das auch seinen vergleichsweise stolzen Preis wert ist, uneingeschränkt weiterempfehlen. Gerade auch im schwäbischen Teil Südwestdeutschlands mit seinen vielen großen und bedeutenden Reichsstädten dürfte eine Darstellung, die sich der reichsstädtischen Geschichte aus einer ganz ungewohnten und gerade deshalb faszinierenden Perspektive nähert, auf besonderes Interesse stoßen.

Paul Warmbrunn

„Wie viele, die in flammender Begeisterung auszogen, sind nicht mehr unter uns!“, Der Erste Weltkrieg im Raum Tuttlingen, hg. vom Geschichtsverein für den Landkreis Tuttlingen in Zusammenarbeit mit dem Kreisarchiv Tuttlingen, bearb. und red. von Hans-Joachim SCHUSTER, Trossingen 2014. 288 S. ISBN 978-3-9815383-0-4. € 16,90

Über der Stadt Tuttlingen, einstens südlichste Exklave des württembergischen Herzogtums, thront auf dem Honberg ihr Wahrzeichen: die im Dreißigjährigen Krieg zerstörte Honburg. Weithin sichtbar, symbolisiert die 1645 ausgerechnet von Württembergs Haudegen Konrad Wiederhold demolierte Festung Kriegereignisse, deren Ausmaße dem Stadtbild

in beiden Weltkriegen zum Glück erspart blieben. Das heißt jedoch nicht, dass die kollektive Erinnerung an ihr Grauen und Leid erloschen ist; vielmehr sprechen auf dem Friedhof Grabkreuze und die Kriegergedächtniskapelle eine deutliche Sprache.

Ebenso wenig wie inner- und außerhalb Deutschlands – das zeigt die Flut an einschlägigen Publikationen und Datenträgern – ist auch in Tuttlingen der Erste Weltkrieg vergessen. Nach einer Schlagzeile der „Welt“ vom 6. September 2014 ist er sogar noch nicht einmal zu Ende. Das dokumentiert ein Sammelband des Geschichtsvereins und des Kreisarchivs Tuttlingen mit seinem rührigen Leiter Hans-Joachim Schuster. Acht Beiträge, meist aus der Feder junger Historikerinnen und Historiker, zeichnen ein beklemmendes Panorama des Geschehens an der Front und in der Heimat.

Anna Marei Pfaff beleuchtet aus Selbstzeugnissen und Feldpostbriefen den Kriegsalltag mit seinen Kampf- und Arbeitseinsätzen sowie den Strategien zum Überleben wie auch die Versorgungslage an der „Heimatfront Tuttlingen“ und das von neuen Aufgaben veränderte Selbstverständnis der Frauen. Sie führt auch die hohen Opferzahlen des alten Oberamts an, zitiert für Tuttlingen und Trossingen allerdings nach der schon 1920 im Gränzböten-Verlag erschienenen detaillierten Erinnerungsschrift „Weltkrieg 1914–1918“, deren Zahlen indessen von der eigens für den Sammelband zusammengestellten Liste „Gefallene und Vermisste des Ersten Weltkriegs aus den Gemeinden des Landkreises Tuttlingen“ von Justina Schnell, Bernd Klein und Hans-Joachim Schuster aktualisiert wurden. Demnach starben in den 55 Kreisgemeinden neben 107 Vermissten insgesamt 2341 Männer und zwei Frauen zwischen 1914 und dem ungewöhnlich späten Jahr 1927 an Kriegsfolgen. Nur beiläufig: Der Todesfall von Georg Bäuerle 1922 ist sowohl unter Neuhausen als auch unter Tuttlingen verzeichnet.

Seit den 1980er Jahren bereichert eine riesige Sammlung von mehreren Tausend Briefen und Karten an den Trossinger Harmonika-Industriellen Will Hohner (1879–1933) das Stadtarchiv Trossingen. Einer Auswahl dieser von Hohners Mitarbeitern geschriebenen Feldpost gilt Fanny Gutsches bestechende kulturwissenschaftliche Interpretation. Die Analyse des Feldpostbriefs als „Form privater Kommunikation“ im Krieg, im vorliegenden Fall auch zwischen verschiedenen sozialen Schichten, behandelt die Motive der Niederschriften, die Organisation der Feldpostbeförderung sowie die äußere und innere Zensur im Ersten Weltkrieg. Beschlossen wird die Fallstudie von einem Überblick über die Briefinhalte einzelner Absender mit deren Kurzbiographien.

Die Bandbreite der Themen erweitert Dorothee Narr mit der Edition des offenbar noch in Familienbesitz befindlichen Kriegstagebuchs von Alfred Efinger (1891–1967). Aus der selten überlieferten Mannschaftsperspektive gewähren vom 9. September 1914 bis zum 12. Dezember 1915 die Notizen des Gefreiten aus Aixheim im Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113 Einblicke in das Soldatendasein zwischen höchster Anspannung an der Front mit dem sicheren Tod vor Augen und der Erholung in der Etappe, wo der Protokollant sein Essen mit den Kindern des Feindes teilt. Übrigens gelang es dem dezidierten Kriegsgegner 1945, seinen bereits einberufenen 17-jährigen Sohn vom Kommiss zu befreien und sich mit ihm bis zum nahen Kriegsende in einem Wald zu verstecken.

Den „Gränzböten“ im Ersten Weltkrieg, die seit 1830 bestehende Tuttlinger Lokalzeitung, nimmt Immanuel Ambar ausführlich unter die Lupe. Dabei untersucht er nach dem Darlegen der Zeitungen als Quellen und ihrer Rolle zwischen Zensur und Rationierung die beiden damaligen Feindbilder der deutschen Presse: Russland als zaristische Bastion von Reaktion und Autokratie einerseits und England mit seinen Motiven Neid, Verrat, Hinterlist und Krämergeist andererseits. Doch kommt er zu dem Schluss, anders als etwa der „Simplicissimus“

mit seinen dehumanisierenden Karikaturen sei der „Gränzbote“ relativ zahm gewesen, möglicherweise wegen „einer eventuellen liberalen politischen Ausrichtung“ des Tuttlinger Presseorgans.

Ebenso fundiert setzt sich Ercan Ablak in seinem Beitrag „Alltagsleben“ mit der Ernährungs- und Versorgungslage in Tuttlingen zwischen 1914 und 1920 auf der Basis von Sachakten im Stadtarchiv Tuttlingen und des überdimensionalen „Eisernen Buchs“ im Stadtmuseum auseinander. Angefangen vom Kriegsausbruch, den in der Donaustadt ein Trompeter verkündete, skizziert der Autor die Steuerung der Versorgung mit Brot, Mehl, Fleisch, Milch, Kartoffeln, Rohstoffen und Kleidung durch Lebensmittelkarten und Zwangswirtschaft, die aber einen Schwarzmarkt nicht verhindern konnten. Sodann kommt er kurz auf die Rolle des Bildungswesens zu sprechen, in welchem jedoch die Oberschule fehlt. Eingehender wird dagegen die Rolle der Frauen und der Frauenbewegung geschildert, ebenso die Funktion der Industrie mit ihren Arbeitern. Außerdem waren Flüchtlinge und Evakuierte aus dem Elsass zu verpflegen und zu integrieren, so Ende 1915 knapp 700 Personen aus Hirtsbach. Und auch Kriegsgefangene galt es bald zu verwalten, die „zur Aufrechterhaltung der Produktion in den Industriebetrieben und in der Landwirtschaft eine nicht unerhebliche Rolle spielten“.

Schließlich wartet der Ordenskunde-Experte Rainer Keilbach mit dem sehr informativen Beitrag „Kriegsteilnehmer aus dem Raum Tuttlingen-Spaichingen mit Orden und Ehrenzeichen“ auf, dessen neun Biogramme Details aus militärischen Karrieren vermitteln. Aufgelockert wird der Text durch teils farbige Abbildungen aus dem Fundus des erwähnten Spezialisten für Phaleristik. Dies ist erfreulicherweise auch der Fall bei den Kriegerinnerungsgegenständen aus den Sammlungen Dieterich, Efinger, Gruler, Kaufmann, Klein, Müller und Offer oder aus dem Deutschen Harmonikamuseum Trossingen. Volker Schäfer

Simon PALAORO, Städtischer Republikanismus, Gemeinwohl und Bürgertugend, Politik und Verfassungsdenken des Ulmer Bürgertums in Umbruchzeiten (1786–1825) (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Bd. 33), Stuttgart: Kohlhammer 2013. 330 S. mit 7 Abb., 16 Tab. ISBN 978-3-17-023345-4. € 36,-

Die Arbeit von Simon Palaoro entstand als Dissertation an der Fernuniversität in Hagen 2012. Sie untersucht die Entwicklung der städtischen Verfassungskultur über die Umbrüche der Französischen Revolution und das Ende des Alten Reiches hinweg. Drei Phasen sind zu unterscheiden: die Reichsstadt Ulm in den Bürgerprozessen, die Integration in den bayerischen Staat und schließlich die Eingliederung in das Königreich Württemberg. Vorgeschaltet ist ein Abschnitt zur Verfassung der Reichsstadt Ulm am Ende des 18. Jahrhunderts.

Ulm verfügte Ende des 18. Jahrhunderts noch immer über die Verfassung, die 1558 in einem neuen Schwörbrief konkretisiert worden war. Das politische Schwergewicht lag bei den im Rat dominierenden Patriziern. Unter den Zunftbürgern im Rat waren Kaufleute und Krämer stark überrepräsentiert, viele mitgliederstarke Zünfte dagegen überhaupt nicht vertreten. Angesichts der geringen Zahl der patrizischen Familien waren deren Ratsherren in der Regel eng miteinander verwandt und verschwägert. Entgegenstehende Vorschriften wurden ignoriert. Ulm hatte seit dem Dreißigjährigen Krieg große Teile seiner Bevölkerung verloren, das Leinwandgewerbe und der Leinwandhandel hatten ihre Bedeutung eingebüßt. Allerdings fand eine Art Strukturwandel statt: „Kleinindustrie“ in der Veredelung und dem Vertrieb von Kolonialwaren ersetzte nun die traditionellen Wirtschaftszweige.